

Und die Treue - sie ist doch kein leerer Wahn

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **68 (1927)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1008025>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und die Treue — sie ist doch kein leerer Wahn.

Wir saßen eines Abends wieder beisammen, der siebenzigjährige Alte und ich. Auch heute bot er mir wieder manches aus dem Schatze seiner Erfahrungen. Schließlich kamen wir — ich weiß nicht wie — auf die Frauen zu sprechen. Ich spottete über die Weibertreue.

Herr, spotten Sie nicht; ich will Ihnen meine Geschichte erzählen: Acht Jahre war ich mit meiner seligen Martha verlobt und konnte sie doch nicht heimführen. Da war zuerst Krankheit und dann die große Armut. Es ist etwas Entsetzliches, wenn zwei junge Menschen sich lieben und heiraten wollen und doch nicht können und immer wieder aufs neue warten und harren müssen! Ich hielt's schließlich nicht aus und ging hinüber nach Amerika, um hier mein Glück zu versuchen und meiner Martha endlich doch das Nest zu bauen.

Ich hatte keine Furcht, daß Martha mich vergessen würde. Zwar hatte ein junger reicher Großbauer seine Augen auf das Mädchen geworfen, aber sie war brav und ihre Liebe zu mir treu wie Gold. Das mußte ich, Herr!

Glücklich kam ich über die See und stand in einem fremden Lande, mitten unter fremden Leuten. Es kam mir hart an, die erste Zeit, aber ich hatte starke Knochen und fühlte die Kraft in mir, „etwas vor mich zu bringen.“ Und ich tat's, Herr, ich tat's! Der lederne Geldbeutel, den ich auf der bloßen Haut trug, wurde schwerer und schwerer von hartem Golde. Ich hatte mir das Geld förmlich am Munde abgedarbt und hatte eine große Freude daran. Noch ein Jahr so weiter geschafft und die Summe war beisammen, dann ließ ich meine Martha und ihre alte Mutter herüberkommen und dann — doch das läßt sich nicht beschreiben. Das Glück, das eine solche Hoffnung gibt, muß man empfunden haben! Nun, das Jahr ging dahin!

Ich arbeitete in einer großen Dampfjäge und hatte dem Heizer am Dampfkessel zu helfen. Meiner Martha hatte ich einen

Brief geschrieben und wollte am Mittag zur Bank hin, um die Geldanweisung zu lösen und beizulegen. „Das Nest ist gefüttert“, stand in dem Briefe, „komm her!“ — Aber, Herr, was wissen wir am Morgen vom Abend? Nichts!

Froh trat ich an die Tür des Heizraumes. — Von dem, was nun folgte, erinnere ich mich nur noch eines jähen Blitzes, eines furchtbaren Knalles, gefolgt von einem markdurchbohrenden Aufschrei und daß ich wie Spreu von einem gewaltigen Drucke zurückgeworfen wurde. Ich wußte, der Dampfkessel war geplatzt!

Dann war alles Nacht; ich war bewußtlos.

Als ich zur Besinnung kam, fühlte ich Schmerzen und es war noch immer — Nacht um mich her.

Meine eigene kalte feuchte Hand lag in einer warmen, weichen, sanft umschlossen.

Ich versuchte mich zu erheben. Es ging nicht.

„Wo bin ich?“ fragte ich und war selbst erstaunt über den schwachen heiseren Klang meiner Stimme. „Wer ist hier?“

„Ich bin es, der Arzt“, sagte jemand. „Beruhigen Sie sich, mein Freund!“

„Ist es Nacht?“ fragte ich.

„Es ist Nacht!“ war die Antwort.

„Warum zünden Sie kein Licht an?“

Keine Erwiderung.

„Was ist mit mir geschehen?“

„Erinnern Sie sich nicht?“

„Ich weiß nicht — ja, ein groß' Getöse und —“

„Eine Explosion. — Sie wurden verwundet, andere getötet.“

Da erstarrte mir das Blut in den Adern.

„Doktor“, fragte ich schauernd, „ist es Nacht?“

„Nacht, mein Freund!“ kam nach einem kurzen Zögern die Antwort: „Beruhigen Sie sich!“

Da wußte ich, daß ich blind war.

Ich stöhnte laut auf und schluchzte: „Nacht, Nacht, auf ewig Nacht!“

„Seien Sie stark, mein Freund!“ ermahnte der Arzt. „Es ist wenig Hoffnung, kaum Hoffnung, aber tragen Sie Ihr Geschick wie ein Mann!“

Ich ertrag's — ob wie ein Mann? Was heißt das überhaupt?

Wir sind alle schwach, und die am stärksten scheinen, sind mitunter am schwächsten! Ich war blind!

Wissen Sie, was das heißt? Mit dem Lichte meiner Augen waren alle meine

er bei mir vorsprach, „ich habe eine Bitte!“

„Was ist es, mein Freund?“

„Schreiben Sie mir einen Brief!“

„An wen?“

Und da sagte ich ihm alles, wie es zwischen mir und meiner Martha stand und daß ich nicht wollte, daß ihr Lebensglück durch mich, armen Krüppel, zerstört werde.

„Was soll ich ihr schreiben?“

„Schreiben Sie ihr, Herr Doktor, daß ich tot bin! — Sie wird sich grämen, ich



Aus den Manövern der 4. Division.
Maschinengewehr in Stellung.

Hoffnungen ausgelöscht. Mein Geld, meine Ersparnisse hatte mir, als mich das Unglück traf, ein Elender geraubt. Ich war also ein Bettler, ein armer, elender, blinder Bettler. Der Tod wäre mir lieber gewesen, aber er kam nicht. Ich genas und kam langsam wieder zu Kräften.

So saß ich eines Tages am Fenster des Hospitals und fühlte, wie die Sonne hell hereinschien. Da faßte ich einen Entschluß. Martha, meine Braut, sollte nicht erfahren, wie es mit mir stand.

„Herr Doktor“, sagte ich am Abend, als

weiß, aber — schreiben Sie ihr, daß ich mit ihrem Namen auf den Lippen gestorben bin. Das wird sie trösten. Sie ist noch jung — sie findet noch einen braven Mann.“

„Und glauben Sie, daß Martha Ihnen jetzt die Treue brechen würde, wenn sie wüßte, wie es mit Ihnen steht?“

„Mein Herr Doktor, das eben ist es! Ich kenne sie nur zu gut. Sie würde sich mir opfern und dieses Opfer kann ich nicht annehmen. Nicht wahr, Sie schreiben den Brief?“

„Gewiß“, sagte er, „aber du fällt mir

ein — es ist hier eine Wärterin, die Sie mehrere Tage gepflegt hat. Eine Frau hat mehr Verständnis, mehr Barmherzigkeit in solchen Sachen."

"Eine Frau, die mich gepflegt hat? Warum sprach sie denn nie mit mir? Ich weiß nicht —"

"Doch, doch, sie ist schweigsamer Natur, hat Sie aber vorzüglich gepflegt und besitzt ein weiches, mitfühlendes Herz!"

"Sie sei dafür gesegnet! Bringen Sie sie mir, ich bitte darum."

Ein Rauschen von Frauengewändern erweckte mich aus meinen schmerzlichsten Betrachtungen.

"Hier ist die Wärterin, die Ihnen den Brief schreiben will", sagte der Arzt.

"Ich danke Ihnen", sagte ich.

"Was soll ich schreiben?" fragte die Wärterin leise, fast flüsternd.

"Schreiben Sie ihr, daß ich tot bin, daß ich sie geliebt habe bis zum letzten Atemzuge und daß es mein letzter Wunsch war, sie glücklich zu sehen!"

"Und Sie glauben, daß, wenn ich das schreibe, sie glücklich sein wird? Und Sie glauben an ihre Liebe?"

Es lag ein Vorwurf in ihrer leisen Stimme.

"Bei uns zu Hause", antwortete ich, "da gibts ein Sprichwort, das heißt: „Ein totes Uebel ist besser, als ein lebendes!“ Die Erinnerung an den toten Bernhard, der sie treu geliebt, wird weniger auf ihr lasten, als dies Leben mit dem blinden Bettler. Ich kann wenig jetzt tun, aber erlösen kann ich sie vor dem Uebel. Schreiben Sie, ich bitte darum."

Ich hörte hastig die Feder über das Papier hineinrennen.

"Ich habe geschrieben!" sagte die Wärterin nach einer Weile.

"Soll ich vorlesen?"

"Ich bitte sehr!"

Und sie las:

"O du Unglückliche! Dein Bernhard ist tot. Was soll dir das Leben noch länger?"

Lebte er noch, so dürftest du hoffen, selbst als blinden Krüppel ihn noch lieben und pflegen, sein lichtloses, armes Dasein erhellen und durchwärmen, für ihn arbeiten, für ihn sorgen zu können und in diesem Bewußtsein dein Glück zu finden. Ach, du wirst es nicht finden! Er ist dahingegangen! Darum wäre es gut, wenn du sterben könntest, du Unglückliche!"

"Weib!" schrie ich auf, "was schreibst du da? Und diese Stimme? — Woher hast du diese Stimme?"

Da fühlte ich zwei kleine Hände, die sich um meinen Nacken legten und eine tränennasse Wange drückte sich fest an die meinige und es flüsterte:

"Ich bin's — Martha — deine Martha, die gekommen ist zu dir, um mit dir zu leben, mit dir glücklich zu sein!"

Der Doktor fand deinen Brief, schloß ein paar Zeilen an mich bei und beförderte ihn durch die Post. Ich hatte soeben meine Mutter begraben, verkaufte unser Häuschen und unser Hab und Gut und reiste sofort ab. Der Arzt gestattete mir nicht, mich früher zu erkennen zu geben — du warst ja so schwach. Er fürchtete, die ungewöhnliche Aufregung würde dich töten oder dir wenigstens das Augenlicht sicher auf immer rauben! — Nein, Bernhard, ich glaube es nicht, du wirst kein blinder Krüppel sein — wenn es der Arzt auch anfänglich glaubte und demgemäß an mich schrieb — du trägst die Binde nur noch kurze Zeit und dann — dann wirst du sehen! Mein Gebet kann nicht unerhört bleiben. Aber wenn du auch blind bliebest, für alle Zeit, Bernhard, dennoch liebe ich nicht von dir!"

Ich blieb nicht blind, wenn mein Augenlicht auch geschwächt ist. Was weiter mit mir vorgegangen, kann ich nicht beschreiben. Aber Sie wissen, ich habe den Himmel gewonnen auf Erden. Es gibt doch noch treue Frauenseelen!

Ich schwieg. Des Dichters Worte fielen mir ein: "Und die Treue — sie ist doch kein leerer Wahn!"